Rainer Hohberg 07768 Hummelshain In der Welke 20 Tel. 036424/51919 r.hohberg@gmx.de

Sagenüberlieferungen als prägende Faktoren lokaler und regionaler Identität in Thüringen

Redemanuskript des Festvortrages zur Jahreshauptversammlung der Vogtländischen Altertumsforschenden Gesellschaft Hohenleuben – Sonnabend, den 20. August 2011

Bitte beachten: Zum Vortrag gehören 50 Bild-Text-Tafeln (Powerpoint), deren Aussagen in diesem Redemanuskript nicht wiedergegeben werden können

Meine Damen und Herren,

ich bin mir im Klaren darüber, dass der Titel meines Vortrages vermutlich recht abschreckend klingt. Etwas sehr nach grauer Theorie. Während Sagen ja eigentlich Geschichten sind, die von unseren Altvorderen nicht zuletzt zum Zwecke der spannenden Unterhaltung erzählt wurden. Sollte man sie, anstatt über sie zu theoretisieren, über sie Vorträge zu halten, nicht besser einfach erzählen, damit sie nicht in Vergessenheit geraten?

Ich denke, beides ist wichtig: Das Erzählen wie auch das Hinterfragen. Zumal in einem Festvortrag der Altertumsforschenden Gesellschaft …. Das will ich hier versuchen. Deshalb möchte Ihnen - zum einen - ein paar Beobachtungen und Überlegungen mitteilen, wie es um das Genre der Volkssage hierzulande derzeit bestellt ist.

Aber sie werden auch einige Sagenbeispiele, mit denen ich mich näher befasst habe, zu hören bekommen. Etwa die vom Kranichfelder Leckarsch oder von den Greizer Aufhockerdämonen… Auf diese Weise will auch über meine Arbeit als „Sagendetektiv“, als der ich hier angekündigt wurde, berichten.

1. Totgesagte leben länger

Thüringen hat etliche sehr kenntnisreiche und fleißige Sagenforscher hervorgebracht. Angeregt durch die „Deutschen Sagen“ der Brüder Grimm von 1816 haben sie im Laufe des 19. Jahrhunderts eine Reihe wichtiger Sagensammlungen erarbeitet und veröffentlicht. Ich nenne hier den eifrigen und fabulierfreudigen Ludwig Bechstein, den gewissenhaften August Witzschel, den für den Ostthüringer Raum überaus wichtigen Robert Eisel und - von gleicher Bedeutung für die Rhön, das Werratal und den Thüringer Wald - Ludwig Wucke, der wie kaum ein anderer Feldforschung betrieben und aus mündlichen Quellen geschöpft hat. Welche Rolle bei dieser Arbeit für Bechstein und Eisel das Archiv des Vogtländischen Altertumsforschenden Vereins zu Hohenleuben gespielt hat, muss ich hier nicht erläutern.

Ein wichtiges Motiv dieser Autoren war es, die Volkssagen als ein als schätzenswertes Kulturgut zu bewahren. Denn schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts registrierte man deren allmähliches Vergessenwerden und Verschwinden. Bechstein spricht 1837 von den „vorhandenen, aber immer mehr verschwindenden …Sagenblüthen“[1]. So mancher läutete schon das Totenglöcklein und meinte, dass die Sage - zusammen mit dem Aberglauben - im Aussterben begriffen sei und im aufkommenden industriellen Zeitalter vollends verschwinden werde. Solche Prophezeiungen hat es auch in der Folgezeit immer wieder gegeben - bis in unsere Gegenwart hinein.

Doch erstaunlicherweise haben sie sich nicht bewahrheitet. Nicht so ganz jedenfalls. Das Interesse an Sagen und Sagenhaftem ist auch heute, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, spürbar. Totgesagte leben ja bekanntlich länger. Ich will ihnen dafür zunächst einige - mehr oder weniger zufällig ausgewählte - Indizien nennen.

Allein der Thüringer Heimatliteraturversand (Rockstuhl in Bad Langensalza) bietet in seinem Katalog derzeit regionale 43 Sagenbücher an. Und das ist nur ein Teil dessen, was derzeit auf dem Buchmarkt angeboten wird. Soviele Sagenbücher hat es noch nie gegeben, wobei Masse freilich nicht mit Klasse verwechselt werden darf. Trotz dieser Angebotsfülle sind gute Sagenbücher in den Antiquariaten oft Mangelware. Die Preise sind, wenn man etwas Bestimmtes sucht, oft sehr hoch – ökonomischer Ausdruck einer gewissen Wertschätzung.

Auch dass ich selbst in zwei großen Thüringer Tageszeitungen, der OTZ und der TA, unter der Rubrik „Thüringer Sagengeheimnisse“ aller 14 Tage Sagen vorstellen und erklären darf, und das schon seit mehreren Jahren, ist für mich ein solches Indiz. Denn die Redaktionen veröffentlichen das keineswegs mir zuliebe, sondern weil es dafür seitens der Leser Interesse gibt.

Interessant auch die Erfahrung, die ich in den letzten Jahren bei vielen Veranstaltungen in Thüringer Schulen machen konnte. Sagen, klassische wie auch Thüringer Volkssagen, sind Lehrplanstoff. Aber was bleibt bei den Schülern hängen? Ich schließe die Veranstaltung gern mit einem Quiz ab, bei dem ich mit großem Vergnügen Anfangssätze einiger wichtiger Thüringer Sagen erzähle… Meine Erfahrung: Es gibt in jeder Klasse zumindest einzelne Schülerinnen oder Schüler, die etwa die Gründungsage der Wartburg schon wenigen Worten identifizieren können. Sie zeigen dann mitunter erstaunliches „Spezialwissen“, das freilich weniger aus dem Schulunterricht stammt, sondern durch private Lektüre, Familienausflüge usw. erworben wurde.

Ohne diese Erscheinungen überbewerten zu wollen, kann man konstatieren, dass das oft vorhergesagte und befürchtete Aussterben der Sage bislang also nicht eingetreten ist. Zwar fristete sie ihr Dasein eher am Rande unserer Kultur, dort aber behauptet sie sich - wie so manche tief wurzelnde Straßenrand-Pflanze - mit ziemlicher Zähigkeit.

[1] Bechstein, Ludwig: Über den ethischen Wert der deutschen Volkssagen. 1837. S. 5

Allerdings hat sich die Sagenüberlieferung wie auch die Sagenrezeption seit Grimms und Bechsteins Zeiten nach meiner Beobachtung grundlegend gewandelt.

2. Zeitgeist oder „ewige Werte“ - Sagenüberlieferung im Wandel

Jacob und Wilhelm Grimm haben im „Deutschen Wörterbuch“ die Sage definiert als „kunde von ereignissen der vergangenheit, welche einer historischen beglaubigung entbehrt“. Das ist ein wichtiger Ansatz; im 19. Jahrhundert war er oft mit der Vorstellung verbunden, dass diese „Kunde“ unverrückbar sei, zeitlos, und sozusagen Ewigkeitswert besitze. Aus heutiger, kritischerer Sicht sind Sagen jedoch alles andere als zeitlos.

Zum einen wurden die Texte im Laufe ihrer mündlichen wie auch schriftlichen Überlieferung immer wieder - den jeweiligen Bedürfnissen und Zeitumständen entsprechend – variiert und verändert. Sie wurden und werden im wahrsten Sinne des Wortes w e i t e r erzählt. Die oft gesuchte und gewünschte einzige und echte „Urfassung“ wird man deshalb in der Regel nicht finden. Bestenfalls die älteste schriftliche Fassung.

Zum anderen hat jede Epoche die Sagen stets aus dem jeweiligen Zeitgeist heraus betrachtet, interpretiert, rezipiert. In der Zeit der Aufklärung hatte die Sage, vor allem die damals noch lebhaft mündlich tradierte Volkssage, einen ausgesprochen üblen Ruf. Jedenfalls aus der Sicht der Lehrer, Pastoren – also der Gebildeten. Sage (wie auch Märchen) galten als „eitel Lug und Trug, Aberglauben und Fabelwerk“. Sie war verpönt als Ammenmärchen, Spinnstubenspuk, Köhlerglaube …

Das wandelte sich radikal mit der aufkommenden Romantik, vor dem Hintergrund der großen gesellschaftlichen Umbrüche jener Zeit, der Neu- oder Wiederbesinnung auf die deutsche Nation und deren Geschichte. Angeregt durch die schon erwähnte Sammlung „Deutschen Sagen“ der Brüder Grimm setzte im 19. Jahrhundert eine intensive Beschäftigung mit dem in alten Chroniken oder in der mündlichen Überlieferung vorhandenen Sagengut ein. Dieses wurde nun enorm aufgewertet, geradezu auf den Altar erhoben.

„Es wird dem Menschen von Heimats wegen ein guter Engel beigegeben, der ihn, wann er ins Leben auszieht, unter der vertraulichen Gestalt eines Mitwandernden begleitet; wer nicht ahnt, was ihm Gutes dadurch widerfährt, der mag es fühlen, wenn er die Grenze des Vaterlandes überschreitet, wo ihn jener verläßt. Diese wohltätige Begleitung ist das unerschöpfliche Gut der Märchen, Sagen und Geschichte, welche nebeneinander stehen und uns nacheinander die Vorzeit als einen frischen und belebenden Geist nahezubringen streben.“ So die Brüder Grimm im Vorwort von 1816.

Die Sage wird nun als „Volkspoesie“ betrachtet und unmittelbar neben die Geschichte gestellt. Die Grimms betrachten die Sage nicht nur „als kunde von ereignissen der

vergangenheit, welche einer historischen beglaubigung entbehrt“[2], sondern betrachten sie die als „die gesprochene geschichtserzählung“. Auch für Bechstein, einige Jahrzehnte später, ist die Sage große Poesie und Geschichtszeugnis zugleich. Er betrachtet Sagenkunde als reguläre Hilfswissenschaft der Geschichte: „Es bedarf kaum noch der Erwähnung, daß die Sagenkunde jetzt bereits so gut auf den Standpunkt einer Wissenschaft gehoben ist als jede andere Hilfswissenschaft der Geschichte, als Denkmal-, Wappen-, Siegelkunde usw., und dabei ist sie eine ungleich lebendigere, denn sie nimmt nicht nur vom toten Stein, Schild und Wachs, sondern auch vom immerlebenden Mund des Volks ihre Zeugnisse.“[3]

Darüber hinaus stellt Ludwig Bechstein den ethischen Wert der Sage heraus. Er beschreibt, „wie die Volkssage ethisch wirkt, d.h. wie sie dem Volke selbst zur Freundin, Lehrerin, Trösterin wird, ja, wie sie in der Volksstimme sich als Gottesstimme verkündigt“. Damit hängt er die Sage enorm hoch. Ausdruck dessen sind nach seiner Meinung die zahlreichen Sagenüberlieferungen, die Vorstellungen wie „treue Pflichterfüllung findet ihren Lohn“, „Armut schändet nicht “ oder „Die Unschuld steht unter Gottes Huth“ transportieren. “[4]. Er betrachtet die Sage als „Vertreterin der sittlichen Weltordnung“, womit er natürlich die sittliche Ordnung s e i n e r Zeit meint, den Zeitgeist des Biedermeiers in den deutschen Kleinstaaten. Und dieser schleicht sich dann natürlich auch in seine Sagenbearbeitungen ein. Womit ich freilich nicht in Abrede stelle, dass Sagen selbstverständlich durchaus ethische Wertvorstellungen transportieren.

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

soviel zunächst zum Thema „Sage und Zeitgeist“. Ich verzichte darauf, diese Spur weiter zu verfolgen durch das Kaiserreich, die Weimarer Republik, das Dritte Reich, die DDR-Zeit. Denn ich hatte Ihnen ja versprochen, auch die Sage selbst zu Wort kommen zu lassen - aus heutiger, aus meiner Sicht.

Dazu nun zwei kleine Exkurse ,der erste aus meinem Buch „Thüringer Sagengeheimnisse“. Ausgangspunkt dafür war die vorausgegangene Arbeit an meinen Bücher „Thüringer Burgen sagenhaft“ und „Thüringen- Reisebegleiter zu geheimnisvollen Sagenplätzen“. Darin habe ich mich anfangs sehr von der lokalen Verortung der meisten Sagen leiten lassen. Im Laufe meiner Beschäftigung bin ich zu der Ansicht gekommen, dass die Sagen selbst zwar sehr interessant sind, noch spannender für uns aufgeklärte Zeitgenossen jedoch das ist, was dahinter steckt? Was denn „der wahre Kern“ der jeweiligen Sage sein könnte? Sie merken: Auch meine Beschäftigung mit der Sage ist also durch den Zeitgeist geprägt - das gebe ich unumwunden zu.

[2] Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, Stichwort: Sage
[3] Vorwort zu: Ludwig Bechstein: Deutsches Sagenbuch. Meersburg und Leipzig 1930.
[4] Ebenda, S.15

3. Sagenexkurs 1: „Neues vom Kranichfelder Leckarsch“[5]

Der Leckarsch im Allgemeinen ist eng verwandt mit dem Arschlecker, den Wörterbücher als unterwürfigen, widerlichen Schmeichler definieren. In Kranichfeld hingegen ist er eine steinerne Skulptur am malerisch über den Dächern der Stadt thronenden Oberschloss. An dessen Fassade verrichtet der Leckarsch als Konsolenträger seinen Dienst, stützt mit gekrümmtem Rücken und durchgedrückten Knien den Kragstein, auf welchem der schmucke Süderker lastet. Unbestritten ist, dass er dies bereits seit dem 16. Jahrhundert tut, als die romanische Burg zu einem Schloss im Stil der Renaissance umgebaut wurde. Warum aber streckt der verruchte Kerl dem Betrachter provokant sein nacktes Hinterteil entgegen, den Kopf dabei äußerst unbequem zwischen die Beine geklemmt?

Als einst zwei Brüder, Wolfer und Lutger genannt, zusammen auf dem Oberschlosse wohnten, kamen sie miteinander einmal in Streit, der so heftig wurde, dass sie schwuren von einander zu ziehen und die Güter zu teilen. Und das geschah denn auch. Schon waren sie mit teilen fertig geworden, als der jüngere der Brüder, Lutger, der die Burg verlassen sollte, auf den Berg deutend, wo jetzt Niederkranichfeld steht, sagte: „Dorthin will ich mir meine Burg bauen!“ Wolfer lachte spottend darüber und antwortete: „Wenn Du auf diesen Berg eine Burg bauest, so will ich mir etwas tun, was keiner tut und kann „Topp!“ sprach Lutger, „ein Ritter hält sein Wort!“, und der Vertrag wurde sogleich schriftlich aufgesetzt und unterschrieben. Aber Lutger baute wirklich zum großen Erstaunen und Schrecken Wolfer's eine gar stattliche Burg, die jetzige Niederburg, und war grausam genug, darauf zu bestehen, dass sein Bruder die Bedingungen des Vertrags erfüllen musste, obschon er damit auch das Leben ließ. Lutger kam dadurch zugleich in den Besitz der Oberburg und des dazu gehörigen die Oberherrschaft ausmachenden Landes. Zum Andenken ließ der schändliche Bruder den Wolfer in der gezwungenen Stellung an einen Erker des Oberschlosses in Stein hauen, was man noch heute als ‚Wahrzeichen‘ zeigt und sieht …[6]

Obwohl den historischen Sagen zuzurechnen, ist die von Bechstein 1858 überlieferte Geschichte nicht als Schilderung eines geschichtlichen Ereignisses zu verstehen. Denn als die Figur um 1530 entstand, herrschten hier die Herren Reuß von Plauen, unter denen es weder einen Wolfer noch einen Lutger gab. Ein Bruderstreit ist ebenso wenig belegt und historisch sehr unwahrscheinlich.

Obwohl fiktiv, reflektiert die Geschichte vom tragischen Bruderstreit jedoch ein reales Problem, dass den Kranichfeldern einst schwer zu schaffen machte. Der 1651 zur Stadt erhobene Ort war Jahrhunderte lang einer zweiteiligen Herrschaft und häufig wechselnden Gewalten ausgesetzt. Wie an kaum einem anderen Ort Thüringens waren die Folgen der Kleinstaaterei zu spüren. Noch bis 1912 gehörten Ober- und Niederkranichfeld unterschiedlichen Herzogtümern an. Oft genug mag man nach dem „warum“ dieser willkürlich scheinenden Teilung gefragt haben, und die Sage gab - auf sagenhafte Art - eine jedermann verständliche Antwort. „Dies geschah durch Hass und

[5] Vgl. Hohberg, Rainer: Thüringer Sagengeheimnisse, Taucha 2007, S.26 ff.
[6] Bechstein, Ludwig: Thüringer Sagenbuch, Coburg 1858

Neid, beweiset nun in dieser Zeit, dass wir schon längst davon befreit“, nimmt ein Kranichfelder Notgeldschein von 1922 darauf Bezug. So holprig der Reim auch ist, belegt er doch die feste Verankerung der Sage im Alltagsbewusstsein.

Soviel zur Historie. Vor allem will die Geschichte von Wolfer und Lutger freilich das berühmt-berüchtigte Steinbild erklären, das schon immer weit über Kranichfeld hinaus die Gemüter erregte. Was könnte es mit diesem auf sich haben? Versucht dort wirklich ein Ritter, sich in den Hintern zu beißen? Und warum? Leider ist das Corpus delicti nicht sonderlich groß und schwebt in beträchtlicher Höhe über dem Betrachter. Ich habe es mir bei den Recherchen zu meinem Buch „Thüringer Sagengeheimnisse“ genauer angesehen, indem ich, bewaffnet mit einem guten Teleobjektiv, einmal mit einer langen Leiter dort hinauf gestiegen bin.

Zu entdecken ist, dass der vermeintliche Ritter einen Schweinskopf hat, eindeutig der Rüssel mit weit geöffneten Nüstern. Und jener Schweinskerl leckt sich nicht den Hintern, sondern unverkennbar den Penis. Was Schweine, Hunde und andere Vierbeiner ja tatsächlich tun. Und was im menschlichen Sexualleben als Autofellatio bezeichnet wird. Diese Form der Selbstbefriedigung wird bereits in Schriften des Altertums dargestellt. Eine Abbildung bei Wikepedia zeigt, dass die „unnatürliche“ Körperhaltung des Kranichfelder Konsolträgers in verblüffender Weise einer „gängigen Autofellatio-Stellung für gelenkige Menschen“ entspricht.[7]

Warum aber wurde dann immer wieder gebetsmühlenartig wiederholt, da lecke sich ein Mann am oder im A.? Das dürfte vor allem der Inschrift am Kragstein zu verdanken sein. LECK MICH IM MARS ist dort in schönen lateinischen Großbuchstaben eingemeißelt. Wie die Schlossbesitzer im 19. Jahrhundert das obszöne Bild mit Efeu überwuchern ließen, kaschierten die gelehrten Sagenerzähler die Sache eben mit Worten.

Einen Kranichfelder Ritter nach verlorener Wette stellt der berühmte Leckarsch somit nicht dar. Aber was dann?

Kunsthistorisch zählt die Skulptur zu den sogenannten Drolerien (vom französischen Wort „drole“ für lustig) , komischen oder grotesk-phantastischen Darstellungen von Menschen, Tieren und Fabelwesen, die vor allem in der Zeit der Spätgotik und frühen Renaissance sehr beliebt waren.: furchterregende Dämonen, kopulierende Affen, tanzende Mönche... Diese schmücken und belustigen zugleich. Außerdem haben sie oft eine kritische, belehrende Aufgabe, wollen vor den allzu menschlichen Schwächen und Lastern warnen. Das ist fraglos auch bei der Leckarsch-Gestalt der Fall, die einer besonders „unzüchtigen“ Form der Wollust frönt.

Aber ein „Sagendetektiv“ fragt sich: Muss da nicht noch mehr dahinter stecken? Schon als ich den Leckarsch zum ersten Mal sah, erinnerte mich seine provokante Geste an einen bestimmten Typ figürlicher Darstellungen, die von anderen historischen Bauten bekannt sind. Etwa an den fratzenhaften Steinkopf mit herausgestreckter Zunge, der sich

[7] Vgl. http://en.wikipedia.org/wiki/Autofellatio

an der Tormauer von Burg Hanstein im thüringischen Eichsfeld befindet. Sie werden als Neidköpfe (vom althochdeutschen Wort „nid“ für Hass, Zorn, Neid) bezeichnet und sollten neben ihrer schmückenden Funktion nach altem Volksglauben Unheil vom Gebäude und seinen Bewohnern abhalten, vor Dämonen und vor dem „bösen Blick“ schützen.

Kann man von der Geste des Zungeherausstreckens auf die des „Leckarsches“ schließen? Zumal man die von der Kranichfelder Skulptur gezeigte Geste und Körperhaltung auch andernorts dargestellt findet. Man findet sie beispielsweise auch an einem Kapitell über dem Altar in der Arnstädter Liebfrauenkirche, an der Kennedy-Brücke in Bonn, in Gestalt eines altrömischen Öllämpchen im Museum Correr in Venedig… Um diese Geste zu verstehen, müssen wir uns deren geheimnisvolle, fast vergessene Bedeutung im alten Volksaberglauben in Erinnerung rufen: Wie das Herausstrecken der Zunge galt aber das Zeigen des Hinterns oder der Genitalien als beschimpfend und deshalb als Zauber abwehrend. In der nordischen Sagaliteratur ist überliefert, mit dem Zeigen des nackten Hinterns könne man die Schwerter der Feinde stumpf machen. In der „Düringischen Chronik“ des 15. Jahrhunderts schildert Johannes Rothe, dass die Weiber von Fritzlar bei einer Belagerung der Stadt ihre „blanken Spiegel“ über die Zinnen reckten, um die Angreifer zum Abzug zu bewegen. Der Leipziger Gelehrte Prätorius berichtet 1669 über den verbreiteten Brauch, mit der obszönen Geste Hagelstürme abzuwehren und die Kinder vor dem „bösen Blick“ zu schützen usw. Und schaue man dabei durch die gespreizten Beine seinem Gegenüber ins Auge tut, verdoppele es die zauberkräftige Abwehrwirkung.

Genau diese Geste zeigen der Kranichfelder Leckarsch wie auch sein weibliches Pendant in der Arnstädter Liebfrauenkirche. Die aus dem 13. bzw. 14. Jahrhundert stammende hat den Rock zurück geschlagen, ihr Gesäß ist mit einer Art Unterrock verhüllt. So ähnlich mag diese Abwehrgeste im Mittelalter auf offener Straße tatsächlich ausgeführt worden sein.

Im 16. Jahrhundert, als beim Umbau des Oberschlosses unter den Händen eines geschickten Steinmetzen die ungewöhnliche Konsolträgerfigur entstand, waren Vorstellungen wie diese noch lebendig und allgemein verbreitet. Die an der Deckplatte zu lesende Inschrift entstammt übrigens demselben Aberglauben. Wie die Geste galt auch die Redewendung „Leck mich am (im) Arsch“, dreimal hintereinander ausgesprochen, als wirkungsvolle Schutz- und Abwehrformel gegen dämonische Gefahren.

Neben der aus der Gestik deutlich werdenden magischen Intension sind sicher weitere Gründe im Spiel gewesen. Lust an Provokation und derbem Spaß, Spott auf die Welt - und auf die Kranichfelder Nachbarn. Der Kranichfelder Historiker Kahl sieht die Figur überdies als „Satire auf die damaligen politischen, sozialen und religiösen Zustände“ der Reformationszeit, als Ausdruck der ablehnenden Haltung der Reußen von Plauen gegenüber dem lutherische Reformationswerk und dem sächsischen Kurfürsten. Wie dem auch sei – vor diesem Hintergrund erweist sich die Geschichte vom Brüderstreit als

eine später entstandene Erklärungssage aus einer Zeit, da diese ursprüngliche Bedeutung des kleinen Kunstwerkes in Vergessenheit geraten war.

Bis heute ist diese Sage in Kranichfeld lebendig – mit erstaunlichen Auswirkungen. Woanders würde man dafür ja Schläge bekommen oder hätte umgehend eine Beleidigungsklage am Hals. Nicht so in Kranichfeld. Als „Leckarsch“ bezeichnet zu werden, ist für die humorvollen Bewohner des Ilmtal-Städtchens nicht mehr ehrenrührig. Im Gegenteil. Es gibt hier eine Gaststätte „Zum Leckarsch“. Auch ein Theaterspiel zu diesem Thema war schon zu erleben. Für besondere Verdienste kann man hier sogar offiziell mit der „Leckarsch“-Münze in Gold samt Ehrenurkunde ausgezeichnet werden.

4. Sage als identitätsstiftender Faktor

Sehr geehrte Anwesende,

die eben gehörte Sage und der Umgang mit ihr in Kranichfeld ist ein erstes Beispiel für das, was im Titel meines Vortrages benannt ist: Sagenüberlieferungen als Faktoren lokaler und regionaler Identität in Thüringen. Vielerorts tragen die altüberlieferten Erzählungen dazu bei, Heimatgefühl zu bewahren und zu fördern, sie prägen das Bild dessen mit, was man als Heimat empfindet, geben der heimatlichen Identität eine historisch-mythische Grundierung...

Es gibt dafür eine Reihe weiterer Beispiele. Zwei, die mir in jüngster Zeit besonders aufgefallen sind, will ich Ihnen kurz darstellen.

Die Sagen vom „Rhönpaulus“[8]

Räubergestalten, zumal die edlen, sind überall beliebt. Allerdings ist der Rhönpaulus, die bekannteste Sagengestalt der thüringischen Rhön, gar nicht immer edel, sondern trägt auch Züge von einem Hexenmeister. So pflegt er sich, von den Gendarmen verfolgt, oft in einen Hahn zu verwandeln.

Der Mann, der zum Rhönpaulus wurde, hieß wahrscheinlich Johann Heinrich Valentin Paul, erblickte 1736 das Licht der Welt und endete vermutlich 1780 am Galgen. Ansonsten weiß man über sein Leben nur, dass man nichts Genaues weiß. Umso bunter wuchern die Sagen und Anekdoten. Viele sind erst im 20 Jhd. entstanden. Rhönpaulus – das sind also 10 Prozent Fakten und 90 Prozent Fiktion – eben eine Sagengestalt.

Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb ist er heute in der Thüringischen Rhön allgegenwärtig. Die Rhönschnitzer schnitzen ihn, das Dermbacher Museum bietet eine Dauerausstellung. Wanderwege und Gasthäuser tragen seinen Namen, Denkmäler, Bücher und Gemälde halten die Erinnerung an ihn wach. Beim Rhöner Sagenfest wird er von der Gruppe „Sagenhaft“ besungen. Auf der Freilichtbühne am Dermbacher Schloss

[8] Vgl. Hohberg, Rainer: Rebell und Räuber. Thüringer Allgemeine v. 28. Oktober 2009

bejubelten ihn 2009 16.000 Zuschauer als „coolen“ Held eines Musicals. Vielmehr Bewohner hat diese Region gar nicht.

Längst ist der sagenhafte Rhönräuber zu einem Mythos geworden, zu einer regionalen Identifikationsfigur. Offenbar braucht man ihn in diesen unsicheren Zeiten, einen bodenständige Mannskerl, der viele jener zeitlosen Räuber-und-Rebellen-Tugenden verkörpert, von denen wir alle gern etwas mehr hätten.

Die Schleusinger „Slusia“-Sage[9]

Eine ähnliche Rolle spielt im südthüringischen Schleusingen die schöne, mysteriöse Nixe Slusia aus der - im 19. Jahrhundert ziemlich frei erfundenen - Gründungssage der Stadt. Wer Schleusingen heutzutage besucht, wird i h r kaum entgehen. Am Rathaus, im Museum - überall zieht die Schöne – als Gemälde und Plastik gestaltet, den Blick magisch an. Das bronzene Denkmal der Sagengestalt, um das es jahrelangen Streit gab, ist von keinem Geringeren als von Altbundespräsident Herzog eingeweiht worden. Auch ihr wohlklingender Name ist allgegenwärtig: Tennisclub, Frauenchor und Carnevalsclub tragen ihn, ebenso die traditionelle Rassegeflügel-Ausstellung. Ein Schleusinger Verein vergibt für kulturelle Leistungen den Slusizer-Preis. Beim Schleusinger Stadtfest gibt es die Samstagabendshow "S-Faktor - Die Slusia-Show". Schüler des örtlichen Gymnasiums haben die Sager in Form zweier witziger Videos über Slusia als „geilste Braut der Stadt“ gedreht.

Während andere Städte viel Geld ausgeben, um sich von Werbeagenturen ein unverwechselbares Image samt nettem Maskottchen schneidern zu lassen, nutzen die Schleusinger einfach ihre Sagentradition. Ein Faktor der lokalen Identifikation und des Heimatbewußtseins ist diese Sagengestalt jedenfalls in hohem Grade. Inwieweit sich eine Sage durch zu heftigen Gebrauch abnutzen kann, ist aber auch eine interessante Frage.

Meine Damen und Herren,

aus Zeitgründen will ich darauf verzichten, weitere Beispiele zu bringen. Jeder von ihnen kennt vermutlich ähnliche Beispiele oder wird sie – durch meinen Vortrag darauf aufmerksam gemacht – demnächst entdecken können. Es gibt noch sehr viele, meist weniger auffällige. Ich denke aber, es ist klar geworden, das Sagenüberlieferungen mancherorts tatsächlich nicht zu unterschätzende und sehr lebendige Faktoren lokaler und regionaler Identität sind, und es wird interessant sein, dieses kulturelle Phänomen weiter zu beobachten.

Bevor ich mich dem letzten Kapitel zuwende möchte ich Ihnen, wie versprochen, noch eine zweite Geschichte genauer vorstellen. Nach der historischen nun eine aus der Kategorie der dämonologischen Sagen.

[9] Vgl. Hohberg, Rainer: Nixenkrieg und Busenstreit, Thüringer Allgemeine v. 10. September 2009

5. Sagenexkurs 2: „Von Aufhocker-Dämonen in Greiz und anderswo“[10]

Begleiten Sie mich bitte nach Greiz, wo nach der Sagenüberlieferung Dämonen der besonderen Art ihr Unwesen treiben. Was man in dieser schönen alten Residenzstadt eigentlich gar nicht erwartet. Wunderbar der Blick zum Alten Schloss, zum Sommerpalais, in den Schlosspark. Doch schaut man in die Greizer Sagen, so sollen sie gerade dort ihr Unwesen getrieben haben. Insbesondere die sogenannten Aufhocker-Dämonen – in Greiz „Schrättel“ genannt.

Wir wollen uns jetzt eine der Aufhockersagen aus der Sammlung von Franz Weidmann (1920) hören: Das Schrättel plagt einen Schläfer. Wieder soll es darum gehen, heraus zu finden, was hinter diesem Sagenmotiv stecken könnte.

Ein Mann am Greizer Schloßberg wurde besonders arg vom Schrättel gedrückt. Hoffnungslos war er dem nächtlichen Quälgeist ausgeliefert, und kein Ratschlag half, sich ihm zu entziehen. Kaum hatte er sich abends ins Bett gelegt, kam das Schrättel heimlich und flink zur Tür hereingesprungen, kletterte behende wie ein Äffchen am Bettpfosten empor und warf sich dem Schläfer der Länge nach auf die Brust. Dabei preßte es sich so fest an seinen Körper, daß der Mann wie unter einer Zentnerlast stöhnte und nicht zu atmen vermochte. Als das Schrättel von seinem Opfer abgesprungen war und die Schlafkammer verlassen hatte, stieß der Geplagte halb im Schlaf eine Verwünschung aus. Gleich machte das Schrättel wieder kehrt, kam in die Kammer zurück und wandte sich mit tückischem Grinsen abermals dem Bett des Mannes zu. Um sich der erneuten Qual des Alpdrückens zu entziehen, raffte er alle Kraft zusammen, um in eine andere Lage zu kommen. Unter großer Anstrengung gelang es ihm, sich auf die Seite zu legen und sein Gesicht der Wand zuzukehren. Krampfhaft klammerte er sich mit beiden Händen an das Seitenbrett der Bettstelle und stemmte seine Knie fest dagegen. Aber vergebens. Das Schrättel zerrte und zwackte, packte und rüttelte und schlug ihn so lange, bis des Geplagten Kräfte erlahmten und sein Widerstand gebrochen war. Dann legte es ihn auf den Rücken, stieg wieder auf seine Brust und drückte und preßte den Hilflosen unter Hohnlachen so lange mit aller Kraft in die Kissen, daß er laut ächzte und stöhnte. Als es endlich von seinem Opfer absprang, war der Mann so von Angstschweiß durchnäßt und von Kräften, als hätte er eine schwere Arbeit verrichtet.[11]

[10] Vgl. Hohberg, Rainer: Thüringen. Reisebegleiter zu geheimnisvollen Sagenplätzen (Reihe Magisches Deutschland) Greiz 2007.

[11] Schramm, Rudolf, nach Franz Weidmann, 1920

Das ist nur eine von vielen Sagen, die man über Aufhocker erzählt. Dieser Dämon sucht Schlafende heim, noch häufiger aber des nachts einsame Wanderer. Zu Anfang begleitet er sie ein Stück. Doch dann, irgendwann, springt er ihnen auf den Rücken. Der Wanderer verspürt Angst, mit jedem Schritt wird der Aufhocker grösser und so zu einer schwereren Last. Wenn er Glück hat, lässt dieser durch das Läuten einer Glocke, den Sonnenaufgang oder das Erreichen eines friedlichen Ortes von seinem Opfer ab. Wenn nicht – Pech gehabt.

Natürlich gibt es diese Sagengestalt nicht nur in Greiz, sondern nahezu überall – unter den unterschiedlichsten Namen, wie Schrättel, Hupfmännel, Trut, Bieresel, Huckup, Hockauf, Pummpälz, Trollbär, Alp usw..

Aber woher kommt er nun, der dämonische Bösewicht? Als ich die Greizer Aufhocker-Sagen einmal in einem größeren Kreis erzählte, meldete sich ein Mann, der eine verblüffende Erklärung parat hatte. Er war Arzt und stellte für die Huckauf-Opfer im Handumdrehen eine medizinische Diagnose: Angina pectoris, auch Herz- oder Brustenge genannt. Das Beschwerdebild mit Brustschmerzen, Engegefühl in der Brustgegend und Atembeklemmungen bis hin zur Todesangst spräche recht eindeutig für eine solche Erkrankung der Herzkranzgefäße. Auch die beiden geschilderten Fälle seien typisch, denn Angina-pectoris-Beschwerden könnten bei körperlicher Betätigung (der Spaziergänger) wie auch bei Ruhe (der Schläfer) auftreten.

Wie nicht anders zu erwarten, löste die ärztliche Wortmeldung unter den Zuhörern heiße Diskussionen aus, pro und kontra. Bezieht man jedoch in die Betrachtung weitere Aufhocker-Sagen ein, gewinnt die Erklärung stark an Überzeugungskraft. Schreckliche Gefühle, wie sie Angina-pectoris-Attacken mit sich bringen, können durchaus ein Anstoß zur Sagenbildung gewesen sein. Zumal in Zeiten, da die ärztliche Kunst noch in ihren Anfängen steckte. Die Schilderung eines schlimmen Krankheitserlebnisses ist freilich noch keine Sage. Diese entsteht erst, wenn der erlebte Schmerz- und Angstzustand beim Erzählen in die Gestalt eines dämonischen Wesens gekleidet wird. Ebenso vom Volksaberglauben geprägt waren übrigens auch die Abwehrmaßnahmen gegen die Aufhocker-Dämonen. So versuchte man sich vor ihren nächtlichen Schlafzimmer-Besuchen zu schützen, indem man die Bettfüße in mit Wasser gefüllte Gefäße stellte.

Ob derlei Wesen noch heute im Greizer Schlosspark spuken? Im Gartensaal des Sommerpalais war dies bis vor kurzem der Fall. Hier stand er viele Jahre als imposante Großplastik des Greizer Künstlers Carl Roeder, welche inzwischen aber auf mysteriöse Weise verschwunden sein soll.

6. Jogging mit dem Nachtgespenst

Sehr geehrte Damen und Herren,

wenn man Bechstein und Eisel glauben darf, war zu ihrer Zeit die Landbevölkerung der wichtigste Träger der Sagenüberlieferung: Greise, Hirten, Waldhüter und Kräuterweiber.

Und heute: Waldhüter gibt es nicht mehr Die Greise heißen Senioren. Dass sie ihren Enkelkindern Sagen erzählen, kommt nur höchst selten vor.

Wie werden Sagen heute verbreitet? Noch immer im Schulunterricht. Vor allem natürlich über Bücher, Zeitungen - die Medien. Aber: Sie werden auch noch erzählt. Wissen Sie, wer heute die wichtigsten Sagenerzähler sind? Nach meiner einer Erfahrung vor allem die Schloss-, Stadt- und Burgführer, Reiseleiter, Wander- und Kulturlandschaftsführer und -führerinnen. Das Sagenerzählen spielt sich nicht zuletzt auf dem weiten Feld des Tourismus ab. So gibt es in Erfurt, Jena, Weimar und anderen Orten spezielle Stadtführungen. Sagen sind also nicht nur Faktoren der regionalen Identität, sondern spielen auch eine Rolle bei der Präsentation der Thüringer Regionen für Gäste aus nah und fern, beim touristischen Marketing. Dafür abschließend ein Beispiel, das mir unlängst bei einer Rennsteig-Wanderung aufgefallen ist.

Kaum zu glauben aber wahr: findigen Köpfe aus dieser Branche ist es sogar gelungen, die widerborstigen Aufhockerdämonen vor den Karren des Tourismus zu spannen. Zumindest eines dieser Nachtgespenster hat in den letzten Jahren eine beeindruckende touristische Karriere hingelegt – als knuffiges Maskottchen eines Wanderweges, der sogar seinen Namen trägt: Pummpälz-Weg.

Pummpälz - das ist die bereits erwähnte südwestthüringische Version des Aufhockerdämons. Die Zeiten, da Pummpälz in Gumpelstadt an einem finsteren Steg Nachtschwärmern und Quartalssäufern auflauerte, sind längst vorüber. Heute macht der Dämon trägen Stadtmenschen Beine, lockt die Bewegungsmuffel aus nah und fern zum Wandern, Joggen, Radfahren ins Grüne und ist inzwischen auch zum Markenzeichen für hochkarätige Sportereignisse geworden: Zum Jahresprogramm gehören beispielsweise der "Town&Country Pummpälzlauf" im Juni und der „Asklepios Pummpälz Tritrekk" im August, ein Triathlon mit Kanueinlage. Für den „Durst danach“ braut eine örtliche Brauerei ein spezielles Bier – „Pummpilz“ genannt.

Über manche dieser Wortschöpfungen kann man geteilter Meinung sein. Auch über hier waltenden Trend zu Kommerzialisierung. Dennoch ist zumindest die Ausgestaltung dieser Strecke als Sagenwanderweg bemerkenswert. An 22 historischen Örtlichkeiten, von denen Sagen überliefert sind, führt der Weg vorüber. Die Sage steht am jeweiligen Ort auf einer repräsentativen Tafel - in Hochdeutsch, in Mundart und sogar in Englisch. Thüringer Sagen in Englisch, ja wirklich! Viele Wegabschnitte sind überdies mit originellen Holzskulpturen von Sagengestalten geschmückt, natürlich auch gruseligen Aufhockerdämonen. So verbindet dieser Weg wundervollen Ausblicke zur Rhön, zum Hainich und zum Thüringer Wald originell mit Einblicken in die Thüringer Sagenwelt.

Meine Damen und Herren,

ich hatte eingangs darüber gesprochen, dass manche der düsteren Prophezeiungen über das Aussterben der Sage nicht eingetreten sind, sich die Rezeption dieser

merkwürdigen Geschichten jedoch stark gewandelt hat. Mein Anliegen war es, ihnen einige – mehr oder weniger zufällige - Beobachtungen über den gegenwärtigen Umgang mit diesem Teil unseres kulturellen Erbes mitzuteilen. Mir ist völlig klar, dass dabei viele Fragen offen geblieben sind, offen bleiben müssen. Auch eine Bewertung der geschilderten Erscheinungen war nicht meine Absicht – die überlasse jedem von Ihnen gern selbst.

Statt mit einem Resümee möchte ich deshalb mit einer Sage schließen, die mich beim Lesen, Hören und Erzählen immer besonders berührt.

7. Die Ruhlaer Sage von Wackelstein[12]

Im Flur eines alten Hauses in Ruhla lag früher ein großer, abgeplatteter Stein. Ging man darüber, so wackelte und klapperte er, aber das hatte nie jemanden gestört. Unter jenem Stein wohnte ein Hütchen, wie man die Zwerge in dieser Gegend nennt. Tags verhielt sich der Kleine gewöhnlich still, nachts aber, wenn die Leute schliefen, schaffte er emsig in Haus und Hof. Was immer die Hausbewohner auch anstellten, es glückte ihnen. So war die Familie mit den Jahren recht wohlhabend geworden, ohne jedoch zu wissen, wem sie den Segen eigentlich verdankten.

Eines Tages sprach die Frau zu ihrem Mann, wie lästig es doch eigentlich sei, immer über diesen wackelnden Stein stolpern zu müssen. Da fand auch der Hausherr, dass es an der Zeit sei, den Flur in Ordnung zu bringen. Also machte er sich daran, den Wackelstein tiefer zu legen und fest einzubauen. Aber zunächst musste er ihn herausnehmen. Mit aller Kraft legte er sich ins Zeug, aber umsonst. Das Hütchen hielt seinen Stein von unten fest umklammert. „Schockschwerenot und Donnerwetter!" fluchte der Mann und holte eine mordsschwere Brechstange herbei.

Mit größter Kraftanstrengung gelang es nun, den Stein zu heben. Doch was war das? Im selben Moment gellte klägliches Geschrei durchs Haus, wie Schmerzensschreie eines kleinen Kindes. Und als er den Stein vollends beiseite gewälzt hatte, sah er, daß in der Grube ein totes Kind lag. Erschrocken versuchte er, die kleine Gestalt zu bergen, doch sie löste sich unter seinen Händen auf und verschwand, noch immer schreiend, wie ein Nebelhauch. Als der Mann sich von seinem Schreck erholt hatte, vertiefte er die Grube und keilte den Stein fest ein. Alle waren höchst zufrieden, dass es mit dem Wackeln und Kippeln nun endlich vorbei war. Doch schon wenig später wurden sie gewahr, dass sich in ihrem Haus mehr als das verändert hatte. Ein Unglück nach dem anderen suchte die Leute nun heim, mit der Wirtschaft ging es bergab und ihr Wohlstand verflog im Handumdrehen, so dass die Familie ihr Haus schließlich verkaufen mußte. Unter dem wackelnden Stein hatte nämlich ihr Glück gelegen, das sie für immer verkeilt hatten.

[12] Nach: Bechstein, Ludwig: Thüringer Sagenbuch, Coburg 1858